

komplette Stadtkarte, welche nur hin und wieder am Wege ...

bevollmächtigte ... die untere rechte Flanke auf das Geschütz ...

Beauvais, 1. Dez. (Lodesfall.) Heute Moritz ...

Beipzig, 1. Dez. (Ein Buchermarder.) In der Zeit vom 1. bis 10. Dezember sind in hiesigen Bibliotheken eine große Anzahl ...

Beipzig, 1. Dez. (Vereinigung im Sächsischen.) ...

Table with 2 columns: 1. Dezember, 2. Dezember. Rows include: Beobachtungen der Meteorologischen Station Halle a. S., Barometer mm, Thermometer Raumur, Feuchtigkeits der Luft, Windrichtung, Maximum der Temperatur, Minimum, Barometrisches Wetter, Niederschläge.

Weiter-Aussichten auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte in Hamburg. Sonntag, 3. Dez.: Normale Temperatur, wolfig, frisch-weiße Niederschläge, windig.

Wasserstände. (+ bedeutet über, - unter Null.)

Table with 4 columns: Station, 1. Dez., 2. Dez., 3. Dez. Rows include: Halle, Trosna, Wilsleben, Gaiße, Ddp., da. Untp., Snausfurt, Standsenburg, Unterwegel, Mathenow, Unterwegel, Snaelberg, Suowetz, Prag, Radeburg, Brandeis, Weinitz, Gemmeritz, Kabis, Zargau, Wittenberg, Wilsdorf, Maron, Wagnberg, Zangenmühle, Wittenberg, Dömitz, Eaubenberg.

Produkt in der Mittelgasse nach amtlichen Devisen der Königl. Eisbahn-Bauverwaltung.

Börsen- und Handelstheil.

Berlin, 1. Dez. Reichsbank. Die Erhöhung des Diskonts der Bank von England hat dem ...

Magdeburg, 1. Dez. (Mittlerer Bericht.) Schlußkurs ...

Magdeburg, 1. Dez. (Mittlerer Bericht.) Schlußkurs ...

Tages-Marktschreiberei. Gestern ...

Table with 2 columns: Waren, Preise. Rows include: Lidenmarkt, Mittelmarkt, Neumarkt, Rausch, Wagnberg, Weiburg, do. w. u. d. Mulde, Erlauf, Steint (Weist), Einp (Wald), Anklam (Weist), Greifswald (Weist), Danzig, Zorn, Wittenberg, Breslau, Ratibor, Götzig, Weitz, Schemnitz, Varen, Bromberg, Bromowitz, Rolten, Rautenfeld, Walle, Flensburg, Raffel.

Nach privater Ermittlung: 755 p. l. 712 g. p. l. 573 g. p. l. 450 g. p. l. ...

Weltmarkt. Auf Grund heutiger eigener Nachrichten, in Wagn bei Zorn, ...

Halle a. S., 2. Dez. Bericht über den und den, mitgeteilt von Otto Weitzel. ...

Magdeburg, 1. Dez. (Notierungen des Magdeburger Vereins für Landwirtschaft.) ...

Magdeburg, 1. Dez. Dünge- und Futtermittel. (Z. B. Rabbe.) ...

Wannschweig, 1. Dez. (Bericht von Quenell u. Spannuth.) ...

Hamburg, 1. Dezember. Weizen loco, ostpreussischer loco ...

Beobachtungen der Meteorologischen Station Halle a. S. (Continuation of the table above)

Wasserstände. (+ bedeutet über, - unter Null.) (Continuation of the table above)

Produkt in der Mittelgasse nach amtlichen Devisen der Königl. Eisbahn-Bauverwaltung.

Börsen- und Handelstheil.

Berlin, 1. Dez. Reichsbank. Die Erhöhung des Diskonts der Bank von England hat dem ...

Magdeburg, 1. Dez. (Mittlerer Bericht.) Schlußkurs ...

Magdeburg, 1. Dez. (Mittlerer Bericht.) Schlußkurs ...

Magdeburg, 1. Dez. (Mittlerer Bericht.) Schlußkurs ...

Hallescher Courier.



283.

Hallesche a. S., Sonnabend, den 2. Dezember.

1899.

(Nachdruck verboten.)

Auf Rammniz.

6) Noman von Hedda von Schmid.

Ein heiß aufwallendes Gefühl durchbebt Lanska, und wie ein Mistton berührt ihn Frau von Kennsbachs etwas pikirende Bemerkung:

„Damit hält es ein Jeder, wie er es mag, ma chère, ich ziehe das Reisen vor, das Stillstehen auf einem Fleck ist ein Verdummungssystem.“

Onkel Saischa mahnte zum Aufbruch; die Gäste nahmen Abschied, und als Siegfried an der Seite seines Onkels durch den Wald fuhr, durch den eben ein Windstoß ging, der Vorbote eines Gewitters, da dachte er an Rammniz und seine Bewohner.

„Unbegreiflicher Mensch, dieser Gerhard,“ murmelte er vor sich hin, und dann zogen einige Strophen aus dem Text der Walküre durch seinen Sinn:

„Wie der Schein so sehr
Das Herz mir fengt,
Ist es der Blick
Der blühenden Frau,
Den, dort hastend,
Sie hinter sich ließ,
Als aus dem Saal sie schied.“

Und während Onkel und Nefte dem heimischen Gute zurecht, hüllte sich Schloß Rammniz in nächtliches Schweigen. Alles schien zu schlafen, nur aus den im zweiten Stockwerk gelegenen Gemächern des Hausherrn und der Hausfrau fiel matter Lichtschimmer auf den dunklen Hof, auf welchem die Hängebirken gewaltig rauschten und die Syringenbüsche sich zitternd auseinander bogen.

Gerhard Rammniz saß vor seinem großen geschmückten Schreibtische und sah Rechnungen durch; doch oftmals erhob er den Blick von den Zahlen und ließ ihn auf dem Kabinettporträt seiner Frau ruhen, welches während seiner kurzen Bräutigamszeit angefertigt worden war und mit reinen, mädchenhaften Zügen ihn aus dem Marmorständer anschaute. Und dann verglich Gerhard unwillkürlich den stillen, leidenschaftslosen, ja kalten Ausdruck des Bildes mit den lebhaften, geistprühenden Blicken, die Rita heute Abend zur Schau getragen.

Sonderbar, zum ersten Mal während seiner einjährigen Ehe dachte er über Charakter und Wesen seiner Frau nach, und Karins Bild trat momentan in den Hintergrund. Mit einer beinahe heftigen Bewegung schob er dann den Stof Rechnungen von sich und begann langsam auf dem weichen Teppich des Gemaches, welches sich durch eine gewisse elegante Einfachheit auszeichnete, auf und ab zu schreiten.

Seine Schritte drangen gedämpft bis an Ritas nebenan liegenden Schlafgemach. Die junge Frau ruhte wachend in den Kissen, vor ihr auf der Bettdecke lag ein aufgeschlagenes

Buch, welches sie bei Seite genommen hatte. Den Ellenbogen aufgestützt und die Hand an die schmale Schläfe gedrückt, schaute sie träumerisch in die Flamme der Lampe auf dem Bettstischchen.

Gorch! Der Wind warf sich aufheulend gegen die leise klirrenden Fenster Scheiben. Ein dumpfer, ferner Hall, das erste Grollen des Donners ertönte, das Gewitter zog heran. Und mit dem rollenden Schläge erhebt sich die junge Frau, wirft hastig ihr Morgenkleid über, streift die gestickten Lederpantöffelchen über die kleinen nackten Füße, drückt beide Hände gegen ihr pochendes Herz und lauscht dem Toben des Gewittersturmes. Und in ihrer Seele bricht entfesselt ein Sturm los — wirre Erinnerungen und Empfindungen drängen sich durcheinander und aus diesem Chaos von Gefühlen ringt sich nur immer wieder der eine trostlose Gedanke empor, das schreckliche Bewußtsein: „Gerhard liebt mich nicht.“

Und Rita vermag sich kaum Rechenschaft zu geben, warum sie heute Vergangenes heraufbeschwört; was treibt sie dazu, die mühsam niedergekämpften Empfindungen aufzuwühlen, zu schwelgen in qualvoller Erinnerung und in grausamem Schmerz den Dolch in der Wunde umzudrehen? Waren es die wundervollen Melodien, war es das Erscheinen des fremden, blonden Leutnants, dessen verwegene und doch so treue Augen in den Falten ihrer Seele gelesen hatten? Und Rita erröthet heiß bei diesem Gedanken. Ja, sie ist eine ungeliebte, verschmähte Frau, welche ein Mann, einem egoistischen, psychologisch räthselhaften Zuge folgend, an sich gerissen hatte, willkürlich ein Wesen, das er nicht liebte, an sein Dasein ketten. Und seit der Stunde, da Rita wußte, welche Gründe Gerhard Rammniz zu einer Verbindung mit ihr bewogen hatten, seit der Stunde hatte sie zuerst gemeint, ihn zu hassen — doch bald standen sich Haß und Liebe, diese beiden elementaren Gewalten, in stetem Kampfe gegenüber, und doch schienen sie zu schlummern unter der Maske eisiger Ruhe und Zurückhaltung, welche die junge Frau angelegt. Es fiel ihr nicht allzu schwer, denn sie war es seit ihrer frühen Kindheit gewohnt, ihren Gefühlen Zwang aufzuerlegen. Von der Mutter zurückgesetzt, war sie still und verschlossen geworden. Sie hatte stets zwei Leben in sich getragen: das eine hatte sie oberflächlich mit der Welt verbunden, das andere sich auf ein reiches Gemüth, welches alle Eindrücke, die es sympathisch berührten, in sich aufnahm und dort Wurzeln schlagen und Blüten treiben ließ, konzentriert.

Allein bis zur Stunde war es noch Niemand eingefallen, diese Blüten zu brechen. Der tiefste Keim in Ritas Herzen war jedoch ihre Liebe zu Gerhard Rammniz.

Rita hatte Gerhard bereits damals geliebt, als sie ihn als Primaner mit ihren Vettern verkehrten sah, und diese Liebe wuchs, als er, ein flotter, schmucker Student, auf den Bällen, die im Hause ihrer Mutter stattfanden und auf welchen Karin als Ballkönigin glänzte, erschienen war. Sie, der ichene,

Ohmächtige Badsch, durfte nur hin und wieder am Tanze teilnehmen, und wie sehr hatte ihr kleines Herz gepocht, wenn Gerhard sie bisweilen zu einer Tour engagirte. Und dann — sie hatte gerade den Konfirmationsunterricht besucht, hatte Gerhard sich mit Karin verlobt, und sie hatte die kaum erblühte jungfräuliche Liebe zu vergessen gestrebt, denn Gerhard gehörte nun ihrer Schwester und war auf ewig für sie verloren.

Niemand, der Rita sah, hätte vermuthet, daß das stille Mädchen mit dem weltverlorenen Ausdruck in den dunklen Augen, daß es bereits seinen Sieg über sein Herz errungen hatte. Dann starb Karin, und Rita, die im Grunde der geistreichen, gefeierten Schwester nie besonders nahe gestanden, weinte ihr dennoch heiße Thränen nach, und der Gedanke, daß Gerhard nun frei wäre und daß durch diesen Umstand für sie ein Hoffnungschimmer erglommen sei, stieg damals nicht in ihr auf. Erst viel später, als Gerhard die Lennsbach im Auslande aufgesucht und sich ihnen angeschlossen hatte, erst dann war ihr eine leise Vorahnung der möglichen Erfüllung ihrer Begrabenen Wünsche gekommen.

Und unter dem Himmel Italiens, dem Lande der Sonne und der Liebe, erneuten sich in der Seele des nun gereiften Mädchens die alten, traurig süßen Träume, das erstorbene Sehnen und Verlangen. Warum ergitterte Rita, wenn sie fühlte, daß Gerhards Auge schwermüthig auf ihr ruhte? Sie wußte, daß sie ihrer Schwester glich, aber weshalb konnte Gerhard denn nicht auch um ihrer selbst willen ihre Ruhe suchen?

So verbrachte sie eine Zeit, die für sie ebenso beseligend als qualvoll war, bis ihre Mutter sie eines Tages zu sich beschied und ihr eröffnete, daß Gerhard Kamminz um sie geworden. Der gleichsam ersaunte Tonfall, in welchem Frau von Lennsbach ihrer Tochter die Mittheilung machte, ließ Letztere leicht errathen, wie ihre Mutter über diese Angelegenheit dachte. Und doch — trotz der Bitterkeit, welche in Rita gegen die Mutter, die ihre Liebe so ungleich zwischen ihren Kindern vertheilt hatte, aufstieg, durchzuckte sie eine überwältigende, namenlose Seligkeit. Sie würde Gerhards Weib werden, würde ihm angehören, dem Einzigen, den es für sie gab auf der weiten Welt, den sie liebte, seit sie denken gelernt.

Und um dieser Seligkeit willen verzieh sie auch der Mutter die kalte, geschäftsmäßige Art, mit welcher die durch Gerhards Werbung überraschte Dame die garte Angelegenheit behandelte. Da gab es keine Thränen, keine Segenswünsche, keine warmen Worte, die eine Mutter in solch entscheidender Stunde für ihr Kind hat.

Frau von Lennsbach war es gewohnt, bei Rita fast nie einem Widerspruch zu begegnen. Ein solcher wäre übrigens im vorliegenden Fall in ihren Augen ungläublich gewesen, denn wie durfte wohl ein unbedeutendes talentloses Mädchen wie Rita einen Bewerber wie Gerhard Kamminz, einen Mann, dem Karin ihre Liebe geschenkt hatte, ausschlagen?

Und Rita sagte ein jubelndes „Ja“, sie war überzeugt, daß Gerhard sie um ihrer selbst willen gewählt hatte. Die Mama hatte freilich nichts von Liebe betont — „doch“, so sagte sich Rita, „wenn Gerhard sie nicht liebte, welche Motive könnten ihn sonst dazu verleitet haben, ihr seine Hand zu bieten?“

Karin schlummerte schon seit zwei Jahren in kühler Erde und Gerhard zählte erst sechsundzwanzig Jahre. Sein erster Liebestraum war begraben, allein in dem Alter, in dem er stand, spricht das Herz wohl zum zweiten Mal. Von Liebe ließ Kamminz seiner Braut gegenüber zwar nichts verlauten, er behandelte sie mit der ihm eigenen Ritterlichkeit, mit der er allen Frauen zu begegnen pflegte, und dann trennte sich das

Brautpaar auch bald, um sich erst am Tage vor der Hochzeit wiederzusehen.

Dumpfer rollt der Donner, näher zieht das Unwetter; die junge Frau im leichten Gewande erschauert, allein, die Stirn gegen die Scheiben gepreßt, verharret sie dennoch am Fenster. Was kummert sie das Gewitter, ihre Erinnerungen weilen beim schwersten Tage ihres Lebens, bei ihrem Hochzeitstage. Die stille Trauung war vorüber und die junge Frau kam im Reiseanzuge aus ihrem Zimmer. Langsam schritt sie durch die Gemächer, das Herz voll der schönsten, seligsten Hoffnungen. Welch' ein demüthig liebendes Weib wollte sie Gerhard sein; sie kam sich beinah' unwürdig vor, seine Liebe zu besitzen, ihm unebenbürtig erschien sie sich. Aber welche Mühe wollte sie sich geben, um ihren Mann zu verstehen, um ihm auf den Bahnen, welche sein Geist wählte, zu folgen. Um seinen ernstern, verschlossenen Mund wollte sie ein Lächeln zaubern, seine Augen sollten aufleuchten im Bewußtsein, ein liebendes Weib sein zu nennen. Und Rita war es zu Sinn, als müßte sie einen Jubelschrei unterdrücken; sie — sie war nun seit einer Stunde Gerhards angetrautes Weib und keine Macht der Erde konnte sie von ihm trennen, konnte sie ihres Glückes berauben.

Mit einem glücklichen Lächeln betrat sie das Zimmer ihrer Mutter, die sich gleich nach der Trauung zurückgezogen hatte.

Frau von Lennsbach saß in ihrem Trauerkleide — sie hatte die Trauer um Karin auch nicht zur Trauung ihrer zweiten Tochter abgelegt — in müder, gebrochener Haltung in der Sofaecke und hielt ihr Taschentuch gegen die Augen gedrückt. Betroffen über den Anblick der Weinenden zögerte Rita sekundenlang, ehe sie näher trat, dann jedoch kniete sie neben der Mutter und bat mit überströmendem Gefühl: „Weine nicht, Mama, ich weiß es ja, in Dir ist heute die Erinnerung an Karin lebendiger denn je; Dir war es nicht vergönnt, Karin im Brautranze zu sehen, doch sie schaut auf uns hernieder, liebe Mama, und sie segnet gewiß die Schwester, der Gerhards Liebe . . .“

„Gerhards Liebe?“ fuhr Frau von Lennsbach empor, und die Hand mit dem Taschentuch sank von dem thränenmassen Antlitze in den Schooß; „Gerhards Liebe gehört nach wie vor Karin; meinst Du etwa, ihn gefesselt zu haben? Karins Ebenbild hat er in Dir begehrt, weiter nichts. Ein Mann, der eine Karin geliebt, kann nie mehr in den Bann einer andern Neigung gelangen; ich weiß, daß dem so ist, ich habe Beweise . . .“

Wie entgeistert starrte Rita ihre Mutter an, welche in höchster Erregung fortfuhr: „Als ich Dich am Altar stehen sah, auf dem Blase, den meine Karin einnehmen sollte, da empfand mein Mutterherz um das Doppelte die Qual seines erlittenen Verlustes! ich liebe meine Kinder, Dieu le sait, ich bin ihnen eine aufopfernde Mutter“ — Frau von Lennsbach fuhr sich nervös mit dem Battistatäschentuch über die Stirn und redete sich immer mehr in einen höheren Grad der Aufregung hinein — „Karin wurde mir durch den Tod entrißen und Dich, mein Kind, werde ich unglücklich sehen. Ich wüßte es längst, Ihr, Du und Gerhard, paßt nicht zu einander. Eben verließ mich Dein Mann. „Mögen Sie glücklich werden,“ sagte ich, denn ich wünsche ihm das Beste, weil Karin ihn geliebt hat, „mögen Sie glücklich werden, je vous ai prevenu . . .“ „Beruhigen Sie sich, Mama,“ erwiderte er, „ich wiederhole es Ihnen, daß ich von Rita nicht Liebe verlange, da ich ihr selbst keine zu bieten vermag, denn meine Liebe gehört nach wie vor Karin.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Letzte der Khalifen.

Bunt und seltsam ist die Laufbahn des gewaltigen Mannes gewesen, der soeben im Kampfe gegen die englischen Waffen, inmitten seiner tapferen Emire den Heldentod auf dem Schlachtfeld gestorben ist. Aus den ärmlichsten und unansehnlichsten Anfängen heraus hatte er sich zum Khalifen, zum Nachfolger des allmächtigen Mahdi emporgeschwungen, um „hinter den Höhen, in diesem donnernden Fall“ hinabzustürzen.

Abdullah ben Mohamed et Taaischa wurde, wie wir dem „B. L.-M.“ entnehmen, vor vierundfünfzig Jahren im südwestlichen Darfur geboren. Er war der älteste der vier Söhne Mohamed et Takis aus dem Taaischa-Stamm der Baagara oder „vieheignenden“ Araber. Sein Vater genoß den Ruf eines heiligen Mannes, der es verstand, Krankheiten durch fromme Sprüche zu beschwören, und Unterricht im Koran erteilte. Der Sohn, der künftige Khalif, dagegen, schien, wie erzählt wird, seinem Vater nicht nacharten zu wollen, denn er lernte nur schwer und konnte kaum die notwendigsten Gebetsformeln meistern, deren der gläubige Mohamedaner für seine Andachten bedarf.

Als Zobeir Pascha die Eroberung Darfurs unternahm, schloß sich der junge Abdullah den Vertheidigern seiner Heimath an. Er wurde in der Schlacht von Schaffa gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Aber der fromme Ruf seines Vaters sollte ihn retten. Die Mollahs baten um sein Leben, und Zobeir Pascha begnadigte ihn. Dankend warf sich der Gerettete dem Sieger zu Füßen, und in heiliger Inspiration nannte er ihn den erwarteten Mahdi. Zobeir freilich lehnte diesen Ehrentitel ab, da er als alter, eingekerkelter Sklavenjäger sich nicht wohl zum Erlöser der mohamedanischen Welt berufen fühlen mochte. Es zeigt aber diese charakteristische Episode schon früh die Sinnesrichtung des jungen Abdullah, dessen Ehrgeiz danach dürstete, des kommenden Mahdi rechte Hand zu werden.

Et Taki wanderte mit seiner Familie aus dem eroberten Darfur aus und zog nach dem See Scheckela in Kordufan, wo später der besiegte Mahdi Zuflucht finden sollte. Auf seinem Todtenbette ermahnete der Alte seinen Abdullah, nach Mekka zu pilgern, eine Fahrt, die der junge Mann auch sogleich ins Werk setzte. Auf seiner Reise durchs Nilthal drang der Ruf des neuen Mahdi Mohamed Ahmed zu ihm, und er beschloß, sein Schüler zu werden.

„Es war eine beschwerliche Fahrt“ — so erzählte er später Slatin Pascha. „Mein ganzes Besitzthum bestand aus einem Esel, der aber eine Geschwulst auf dem Rücken hatte und mich deshalb nicht tragen konnte. Ich lud ihn daher nur meinen Wasserseil und ein Säckchen Korn auf, über das ich mein Baumwollenkleid breitete, und trieb ihn so vor mir her. Mein Aufzug und meine Sprache verriethen mich überall als Fremden, und oft mußte ich Spottreden hören. „Was willst Du hier!“ rief man mir zu. „Nach, daß Du nach Haus kommst! Hier giebt es nichts zu stehlen!“ Fragte ich die Leute nach dem Aufenthalt des Mahdi, so lachte man mich aus. „Was suchst Du bei dem? Der würde sich noch nicht einmal mit dem Nennen Deines Namens die Lippen besudeln.“ So krächzte Alles hinter mir her, und hätten mittelidige Seelen mir nicht dann und wann Nahrung gereicht, ich wäre Hungers gestorben.“

Endlich traf Abdullah in Massalamieh am Blauen Nil, 120 Meilen oberhalb Khartums, ein, wo der Mahdi residirte. Dort blieb er. Seinen Unterhalt erwarb er sich mit Steinetragen. In seinen freien Stunden lauschte er den Predigten Ahmeds. Als der Mahdi nach der Insel Abba zog, die nicht fern von dem jetzigen Schauplatz der Niederlage Abdullahs im Nil gelegen ist, begleitete Abdullah ihn als einer seiner Bannerträger.

Inzwischen hatte der Gouverneur des Sudan Neuf Pascha von den Ansammlungen auf Abba gehört und entsandte, da Ahmed seiner Aufforderung, nach Khartum zu kommen, nicht gefolgt war, eine Schaar Häscher auf einem Dampfer stromabwärts, den Mahdi zu fangen. Allein Ahmed war gewarnt worden, rief mehrere Stämme zu Hilfe herbei und gewann mit ihnen seine erste Schlacht über die Negypter. Dabei hatte ihn eine Kugel am Arm verletzt. Abdullah pflegte ihn und heilte seine Wunde. Hieraus entsprang die Freundschaft zwischen Lehrer und Schüler, die dahin führte, daß Ahmed, da er auf den Rath Abdullahs zu größerer Sicherheit nach den Bergen Kordufans zog, diesen zum Khalifen ernannte.

In den nächsten Schlachten, deren jede sich zu einem glänzenden Siege des Mahdi gestaltete, war es Abdullah, der auf dem Kampfplatz wie im Lager die heilige Person seines Herrn und Meisters bewachte.

Dann kam die Eroberung Khartums im Jahre 1885. Wenige Monate darauf lag der Mahdi in seiner neuen Stadt Omdurman im Sterben. Abdullah wich Tag und Nacht nicht von seiner Seite. Als Ahmed sein letztes Stündlein gekommen fühlte, berief er alle seine Häuptlinge zusammen und empfahl ihnen den treuen Abdullah zum Nachfolger. „Er ist eins mit mir“ — rief er — „und ich eins mit ihm! Wie Ihr mir gehorcht habt, gehorcht nun Diesem! Gott sei mir gnädig!“ Das waren seine letzten Worte.

Um's Todtenbett des Mahdi gruppirt, leisteten Emire und Khalifen den Eidswur der Treue. Danach folgten die „Mulagemim“, die Leibwächter, ihrem Beispiel. Hierauf begab sich Abdullah hinaus, um zum Volke zu reden, ihm vom Tod des Mahdi zu erzählen und Gefolgschaft zu fordern. Es war ein kritischer Moment. Denn gerade durch sein Sterben hatte ja der Mahdi des Volkes Glauben an ihn verwirkt. Doch gelang es der feurigen Beredtheit des neuen Mahdi, die Menge zu gewinnen. Slatin Pascha hat der aufregenden Szene beigewohnt und in pacifischer Schilderung beschrieben, wie die tausendköpfige Versammlung den Khalifen umdrängte, wie dieser unter heißen Thränen zu seinen Hörern sprach und sie bei Mah und dem Propheten beschwor, ihm den Treuschwur zu leisten. Sein Feureifer siegte.

Abdullah herrschte von nun an als unumschränkter und grausamer Gebieter und machte sich mit seinen Verwandten und Stammesgenossen zum Herrn des Sudans. Umgeben von diesen und von den Inhabitas, den schwarzen Büchsenhülsen, sowie seinen Mulagemim, die er stark vermehrte, konnte er es mit allen widerspenstigen Emiren aufnehmen. Er hatte seine eigene Art, sich ihrer zu entledigen. Die Einen schickte er auf hoffnungslose Expeditionen, Andere ließ er einfach hinrichten oder in die Sümpfe von Fashoda verbannen. Er war ein Mann, der wußte, was er wollte, der zielbewußt Alles zu Boden warf. Im Anfang seiner Laufbahn glaubte er an seinen Beruf als Eroberer und schickte Bottschaften an den Khebidve und die Königin Viktoria, Unterwerfung fordernd. Später ergab er sich, wie einst der große Alexander, dem üppigsten Leben in seinem Palast in Omdurman, um Nichts besorgt, als seinem Sohne Osman die Nachfolge zu sichern. Er wäre gern in Verhandlungen mit den weißen Mächten eingetreten, allein seine angeborene Verachtung aller Ungläubigen trug immer wieder den Sieg in ihm davon.

Trotz seiner Verweichlichung blieb er ein Held bis zum letzten Augenblick. Selbst nach der schwersten Niederlage, der Schlacht von Omdurman, gelang es ihm, trotzdem der Sirdar Kitchener ihm dicht auf den Fersen war, seine verstreuten Schaaren wieder zu sammeln. Er hätte, ein freier und mächtiger Gegner, in den Wildnissen Kordufans verbleiben können, aber seine Stadt Omdurman und die Insel Abba, die Wiege und das Grab des Mahdi, zogen ihn mit magischer Gewalt immer wieder zurück, und diese unstillbare Sehnsucht nach der Stätte seines Glanzes hat ihm zuletzt Verderben und Tod gebracht.

Allerlei.

Diamanten und Perlen. Sobald die „Saison“ beginnt und die Gesellschaftsräume, in denen sich Schönheit und Bornehmtheit sammelt, sich öffnen, wird man auf rosigem Hals der Trägerinnen auszeichnete Toiletten kostbare Gehänge verwundern können. An gediegenen, goldenen Ketten, bald eigenartig grün, bald rötlich, bald gelblich schimmernd, von einem Brillantstieber gehalten, sind Perlen und Perlen besetzt. Sie wirken halb als Medaillon, halb als Brosche. Es sind filigrane Blätter oder Herzformen aus Gold, aus bräunlichem Email oder aus wunderbar zartem roth Opal, dicht mit Brillanten oder Perlen in seltsam verschlungener Ornamentik bedeckt. Als neu und beachtenswerth müssen die Blattketten mit Perlenstiebern bezeichnet werden, mit Gehängen aus Perlen. Die Perlen sind augenblicklich der geschätzteste und ein nicht minder theurer Schmuck als die Brillanten. In kurzer Zeit sind sie um achtzig Prozent ihres Werthes gestiegen. Trotzdem versagen es sich die Pariser Aristokratinnen nicht, den Hals ihres Fortsetters mit einer doppelten Reihe echter Perlen zu umlegen. Wer aber die Mode der Gehänge mitmachen und sich nicht zu schwer unerschwinglichen Ausgaben verziehen will, findet Trost in einem wunderschön geformten Gehänge, das auf Email einen modernen Kopf in prächtigen Farben trägt, von einem igenartigen, à jour gearbeiteten Goldrande oder einem Perlenrahmen

umgrenzt. Neben diesen Schmuckgegenständen glänzen goldene Hals- und Uhrenketten, zwischen deren Glieder ungeglichene Turquisen eingelassen sind. Der blaue Turquis scheint das Aleeblatt als Glücksbringer plötzlich in den Hintergrund zu drängen. Man schwört auf ihn und bringt ihn überall an. Am liebsten wird er zur Hutnadel verwendet, mit der ein beinahe übermäßiger Luxus getrieben wird. Er belebt als Kranatennadel die weißen Enden des langen Schifferknötens und zielt die goldene Sicherheitsnadel, die den Gürtel befestigt. Mit Turquisen sind die Klappen der Schere, der Messer belegt, mit deren Hilfe Pariser Damen der Gesellschaft ihre Gartenarbeit verrichten. Denn seitdem sich die Kunde von dem Talent der Frauen für den Gartenbau verbreitet hat, üben die Pariserinnen den Gesundung bringenden Beruf in ihren Boudoirs. Sie ziehen exotische Pflanzen, bedürfen aber der kostbarsten Instrumente. Unbedingt ist eine silberne Gießkanne mit dem goldenen Monogramm der Besitzerin zu dem Wachstum der Blumen erforderlich, wie jene türkischesten Scheren, die Glüh bringen sollen. Aber was soll nicht Alles Glück bringen? Schweine, Schildkröten mit Brillanten besetzt, eine eiserne in Gold gefasste Kugel hängt an der schillernden Kette. O, sie ist werthvoll, diese Kugel! Denn durch sie — wäre ja beinahe der Erwählte des Herzens — der Schönen, die sie trägt, getödtet worden — wahrscheinlich im Duell. Aber ein noch anderer kleiner Herrath hängt noch an der Kette. Und aus Indien kommt das Modernste vom Nachahmungswürdigen. Ein Ring mit der Nachbildung einer Mumie. Selbst die Schlange ist plötzlich entgegen dem Märchen zum Heilbringer geworden. Sie nistet sich ganz harmlos mit funkelnden Rubin- und Brillantaugen in die weiche Federboa oder hält an Stelle einer goldenen Schleife oder einer Kette, sich um die Taille schlingenden Kette das goldene Notizbuch, die Börse und alle die anderen notwendigen Geräthe, welche am Gürtel herabhängen. Goldene, ganz kleine Schlanglein schließen sichtbar den sogenannten Wackelrock, der zwar von einem Ulas in Acht und Bann gethan ist, von dem sich manche Frau jedoch noch immer nicht trennen kann. In die Blouse werden aber Knöpfe gesetzt, denen auf der Rückseite ein hübscher Vers, auf die Trägerin passend, eingravirt ist. Es ist eine dicke, goldene Scheibe, in deren Mitte ein mit Brillanten ausgelegtes Fragezeichen eingravirt ist. Was mag dieses mythische Zeichen bedeuten? Zum Schluß aber zurück zu den vornehmen Schmuckstücken. Als Armabänder haben nur dicke, goldene, eigenartig gegliederte Ketten, mit kostbaren, von Brillanten und Perlen umrahmten Edelsteinen besetzt. Ketten und Spangen sind abgethan. Aus der Fülle der Schnallen heben wir eine aus matten Golde hervor. Ihre wesentliche Schönheit liegt in den kleinen, blauen Kornblumen, die aus goldenen Kelchen und goldenen Blättern herauswachsen. Der Juwelenmarkt bietet eine reichere Auswahl als je. Jedem Geschmack wird genügt. Eine originelle Frau, die etwas ganz Apartes tragen möchte, dürfte in der Garnitur: Kette, Brosche und Armband aus oxidirtem Metall, dessen Motiv das menschliche Auge aus Blutstein mit Thränen aus grauen Perlen bildet, eine Anregung dazu finden.

Kaiser Wilhelm als Sportsman. Baron de Bary hat in Paris unter dem Titel „Le Sport en France et à l'étranger“ eine Reihe hübsch geschriebener Sportführer erscheinen lassen, in denen u. A. auch der deutsche Kaiser als Sportsman geschildert ist. Der Verfasser feiert zunächst den Kaiser als den energischsten und elegantesten Vertreter der deutschen militärischen Reitskunst. Verwegen und seiner Pferde sicher, scheut er kein Hinderniß. Im Wandover stellt er sich oft an die Spitze eines Regiments und nimmt unterwegs alle Hindernisse ohne das geringste Zögern und mit auffallender Sicherheit. Als der Kaiser noch „simpler Kronprinz“ war, sah ihn der Verfasser auf einem Manöverfelde bei Karlsruhe ein Hinderniß nehmen, bei dem neun unter zehn Kavaliere sicher gestürzt wären. Sodann spricht der Verfasser von dem Gestüt Trakehnen, behauptet, daß der Tradition zufolge die Gespanne des Kaisers nur mit schwarzen Pferden bespannt sein dürfen, und nennt als vom Kaiser bevorzugte Reitsperde Gliafa, eine Trakehner Stute, W. Helios, W. Namjes, den Grauwimmel Kurfürst, ein englisches Halbblut, dann noch Markgraf, Heros und Satrap. Der Kaiser kutschirt oft sehr gern ein Dogcart, und das mit großer Sicherheit. Sein bevorzugtes Gespann besteht aus vier ungarischen Pferden. Mit diesem durchfährt er die Strecke Berlin-Potsdam (28 Kilometer) in 65 Minuten. Größer noch denn als Reiter ist der Kaiser als Seemann. Der Verfasser erinnert hier an die Nacht „Meteor“. Mit der „Gobenzollern“ macht er jedes Jahr eine Reise nach Schweden und Norwegen. Wilhelm II. ist auch ein großer Jäger, sein Schuß geht selten fehl. Auf der Saubay fängt er nicht selten den Eber mit dem Saupieß selber ab. Endlich weiß der Artikel zu berichten, daß der deutsche Kaiser auch ein guter Fußgänger sei. Das soll u. A. durch eine Geschichte dargegan werden, der zufolge der Kaiser im Frühjahr 1897, von einem sehr langen Spaziergang nach Potsdam zurückkehrend, ermüdet sich nach einem Wagen umsah. Doch war am ganzen Horizont kein Befehl zu sehen. Endlich hörte er die Schellen eines Pferdes, und ein elender Gemüthelarten tauchte auf, auf dem eine junge Gärtnerin saß. Der Kaiser bat, ihn bis nach Potsdam mitzunehmen, aber die junge Frau auf demselben verweilte dies, da der Offizier von Staub bedeckt war. Sie setzte also ihre magere Schindmähre in eine schnellere Gangart 150 Meter wurde sie von

einem Soldaten angehalten und gefragt: Was sagte der Kaiser? — Welcher Kaiser? — Der Offizier, der eben mit Euch sprach. — Wie, das war der Kaiser! — Und in der Meinung, ihr letzter Tag sei gekommen, ließ die arme Gärtnerin die Peitsche auf ihre Rosinante niederfallen und fuhr davon, so schnell es ihr elendes Gefährt gestattete.

Centrifuge Gelöbniße Liebender. Eine englische Zeitschrift berichtet ihren Lesern von einer ganzen Anzahl verliebter junger Männer, die in der Erregung irgend einen unbedachten Schwur thaten, und dann auch die Energie befaßen, diesen zu halten. Einige der amüsantesten und ungewöhnlichsten seien hier wieder gegeben. Vor wenigen Wochen erklärte ein junger Ingenieur beim Frühstücksposten mehreren Freunden, daß er noch vor Ende dieses Jahres verheirathet sein würde. „Ah, ich wußte nicht, daß Du überhaupt schon verlobt wärist,“ bemerkte einer der Zeugen. „Noch nicht, aber ich werde es sein, bevor ich mich zum Schlafen niederlege, das schwöre ich,“ erwiderte sich der auf Freiersfüßen wandelnde Jüngling. „Hm, das wollen wir doch sehen,“ entgegnete der Freund, der sehr wohl wußte, daß es keine Schmeiße war, auf die sich die Worte des Ingenieurs bezogen. Damit stand er auf, schloß und ging seiner Wege. Als der Ingenieur einige Stunden später im Hause seiner Herzogin vorbrach, hörte er zu seinem Bedruß, daß Miß Ellen auf mehrere Tage verreist sei. „Wohin wirst man nicht,“ rief der auf die Probe gestellte Freier, und in der That setzte er es mit Hilfe zweier sich beim Wachen ablösenden Kameraden durch, fünf Tage und fünf Nächte den Schlaf fern zu halten. Am sechsten Tage kehrte die grausame Ellen zurück und erhörte den sich nur noch mit Mühe aufrecht erhaltenden Liebhaber. — „Ich folge Ihnen überall hin, bis sie mit verprechen, mein Weib zu werden,“ sagte ein Rechtsgelehrter zu einer bezaubernden jungen Pariserin, deren Bekanntschaft er nur erst wenige Stunden vorher gemacht hatte. „Wenn Sie das thun,“ entgegnete die Schöne mit lächelndem Lächeln, „dann werde ich in der That die Ihre.“ Entzückt machte sich der feurige Liebhaber daran, sein Gelöbniß zu erfüllen. Wie groß war seine Verästelung, als er erfuhr, daß die Angebetene von Beruf — Löwenbändigerin war. Seinem Worte getreu, betrat er jedoch, ohne Furcht zu zeigen, an der Seite der jungen Dame den Käfig eines ihrer wilden Zoolinge. Alle H. . . wurde noch an demselben Tage die Braut des beherzten Mannes. — Eine sehr romantisch veranlagte junge Schottin, deren Schönheit es einem steinreichen Fabrikbesitzer angethan hatte, meigerte sich hartnäckig, die Gattin des nicht mehr ganz jugendlichen Krösus zu werden. Als der Verliebte ihr aber gar keine Ruhe ließ, erklärte sie eines Tages, daß sie ihn erlösen würde, wenn er ein ganzes Jahr weder sein Haar, noch seine Fingernägel in ihrem Wachstum behindern wollte. Anfangs sträubte sich der etwas eitle Bewerber gegen diese Zumuthung. Die Liebe war jedoch stärker, er führte ein Jahr lang ein sehr zurückgezogenes Leben und präsentirte sich sodann als Strumpfpeter der Besitzerin seines Herzens. Diese schickte ihn lachend zum Barbier und Friseur und hatte dann nichts mehr dagegen, daß die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen wurden.

Am England.
(Mitteltreime.)

O, hochgepriest'nes Engeland,
Veralteter Gepränge Land,
Dünst Dich der irdischen Engel Land:
Du bist der rüden Bengel Land,
Der öden Ladenichwengel Land,
Der dürrn Menschenkengel Land,
Der Sprachen-Stamm-Gemenge Land,
Der falschst gekochten Gänge Land,
Der unmelodischen Klänge Land,
Verdummender Gepränge Land,
Das puritanisch strenge Land,
Soziales Cliquen-Mängeland,
Post-, Rechts- und Heeres-Mängeland,
Europas ewiges Drängeland,
Ses-, Lügen-, Mühl- und Quängeland,
Politisches Nord- und Sengeland
Mit Du, gepriest'nes Engeland.
(„Münchener Jugend“.)

Vom Büchertisch.

— Die halbe Verlobung. Sylter Novelle aus der Gegenwart. Von Ernst Schroll (S. Keller). Halle a. S., J. Frickes Verlag (S. Nitsch-Stahn). Diesmal spielt die Handlung sich nicht in Ausland ab, sondern an unierem Nordseestrande auf der Insel Sylt, in den weitbekanntesten Badeorten. Eine reizende Erzählung wird uns hier geboten, die sich mit Leichtigkeit einen großen Leserkreis erobern wird. Zu den Liebhabern der Kellerschen Bücher werden als Neue besonders die hinzukommen, die im letzten oder früheren Sommer Sylt oder eines der anderen irischen Bäder besucht haben. Die hübsche Ausstattung wird die Gangbarkeit des Büchleins noch erhöhen.

